

Ruhrgebiet wegen pazifistischer Aktivitäten von der NS-Justiz zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden war. In seiner Ansprache sparte er nicht mit Kritik an der Bundesrepublik, die er wie andere Redner zur Anerkennung der DDR aufforderte. Die Schlußresolution machte sich die damals von der DDR wiederholt an die Kirche gerichtete Forderung nach Anerkennung der Staatsgrenze als Grenze auch für die Jurisdiktionsbezirke zu eigen. Den katholischen Bischöfen in beiden Teilen Deutschlands wurde vorgeworfen, sie drückten sich um ihre Friedensverantwortung herum.

Zu einem grotesken Zwischenfall kam es bei einem Gottesdienst in St. Hedwig: Dort löste die Bemerkung eines Geistlichen in seiner Predigt, „der Gekreuzigte blicke nicht nur nach Vietnam, Laos und Kambodscha“ (den damaligen Schauplätzen des Kriegs zwischen Vietnam und den USA), vielmehr „sehe er vor sich hin auf die Schächer, die mit ihm gekreuzigt wurden“, heftigen Protest der anwesenden BK-Sympathisanten aus. Man beschloß einen entsprechenden Beschwerdebrief an Kardinal Bengsch.

Ein zweites Mal geriet das Image der BK selbst bei ihren Freunden und Gönnern ins Wanken, als die Veranstalter der VII. Tagung in Dresden 1980 nicht bereit waren, die sowjetische Okkupation Afghanistans klar zu verurteilen. Auch nach Ausrufung des Kriegsrechts in Polen konnte man sich nicht zu einer Parteinahme für „Solidarnosc“ entschließen, zog sich vielmehr auf den fadenscheinigen Standpunkt der „Nichteinmischung“, der gegenüber umstrittenen Aktionen im Westen, z. B. Vietnam, Chile, Neutronenbombe oder NATO-Nachrüstung, in der BK noch nie gegolten hatte, zurück. Diese Einäugigkeit des angeblichen katholischen Friedensforums hatten die Bischöfe in der DDR von Anfang an klar erkannt. Mehrmals bescheinigte daher Kardinal Bengsch den Initiatoren öffentlich, sie verträten keineswegs die Interessen der Kirche und der Katholiken zwischen Elbe und Oder. Solche Kritik wurde meist „zähneknirschend“ hingenommen, weil man sich eine offene Auseinandersetzung mit der Amtskirche aus Gründen des Selbstverständnisses nicht leisten konnte.

Je kühler das Verhältnis zur Kirche in der DDR war, um so intensiver bemühten sich Fuchs und seine Freunde um Beachtung und Lob seitens des Vatikans und kirchlicher Stellen im Ausland. Man ließ kaum eine Gelegenheit aus, sich durch Briefe, Gruß- oder Glückwunschtelegramme, Übersendung von Resolutionen sowie durch Besuche – ob erwünscht oder unerwünscht – in Szene zu setzen. Dabei

spekulierten die Absender zu Recht auf die Höflichkeit der Adressaten oder diplomatische Gepflogenheiten, die von kirchlichen Stellen besonders korrekt eingehalten zu werden pflegen. So vermochte man immer wieder mit päpstlichen oder irgendwelchen bischöflichen Dankes- oder Bestätigungsbriefen aufzuwarten.

Eine Besonderheit stellen die Bemühungen der BK dar, die Aufgaben der offiziellen kirchlichen Friedensbewegung Pax Christi für die DDR zu übernehmen. Trotz mehrfacher Anläufe sowohl bei der Internationalen Pax-Christi-Leitung in Belgien als auch beim deutschen Generalsekretariat in Frankfurt gelang es Otto Hartmut Fuchs bisher nicht, diese Rolle gegen den Willen der Berliner Bischofskonferenz zu übernehmen. Der Versuch, über eine regionale Pax-Christi-Gruppe im schwäbischen Raum durch Hineinnahme eines dortigen Mitglieds in den Führungsstab der BK einen Einstieg zu finden, blieb vorläufig ein Ausnahmefall.

Nutzen mit Kehrseite

Immer wieder ist von westlichen Teilnehmern an den Veranstaltungen der BK, die ihren Namen 1978 übrigens in „Berliner Konferenz europäischer Katholiken“ änderte, gegen Kritik an ihrer Anwesenheit eingewandt worden, man müsse die Chance einer solchen Begegnungsplattform zwischen Katholiken aus Ost und West trotz der berechtigten Bedenken wahrnehmen. Zudem böten die Konferenzen für manchen Priester oder Laien aus Ungarn, der Tschechoslowakei oder Litauen die einzige Möglichkeit zu Kontakten mit Glaubensbrüdern aus dem Westen. Sie begegneten auf diese Weise westlich-freiheitlichen Vorstellungen. Gespräche mit einzelnen Teilnehmern östlicher Staaten unter vier oder sechs Augen scheinen dies zu bestätigen. Andererseits ist der politisch-propagandistische Effekt der BK-Aktivitäten, der seit zwei Jahrzehnten durchgehaltene Versuch, der Bevölkerung in der DDR einzureden, die Katholiken Europas stünden mit ihren hervorragendsten Exponenten auf seiten der eigenen Ideologie und der Politik der sozialistischen Staaten, nicht zu unterschätzen. Die dahinterstehende Unwahrhaftigkeit widerspricht christlicher Auffassung und katholisch-kirchlichem Selbstverständnis. An der Konstellation, daß die Bischöfe in der DDR der „Berliner Konferenz“ ablehnend gegenüberstehen, dürfte sich daher in absehbarer Zeit kaum etwas ändern.

Ernst-Alfred Jauch

Aufregung über schlechten Geschmack

Bemerkungen zu Achternbuschs „42. Herrgott“

Daß Filme Furore machen, ist nichts Ungewohntes. Lärm gehört in dieser Kulturbranche zum Geschäft. Meist ist die Aufregung dann am größten, wenn sexuelle Tabus durchbrochen oder, um es in der Sprache des Filmförderungsgesetzes zu sagen, „religiöse Gefühle“ verletzt wer-

den. Die meisten waren die Aufregung nicht wert, auch die größte Erregung kann einem minderen Film kein Dauerrenommee garantieren. Einige, das „Schweigen“ von *Ingmar Bergman* oder auch „Viridiana“ des eben verstorbenen *Luis Buñuel*, haben auf diese Weise Filmgeschichte

gemacht. „Das Gespenst“ des Münchner Schriftstellers und Filmachers *Herbert Achternbusch* beschäftigt wenigstens die feuilletonistische Öffentlichkeit, seitdem sich unter Prüfnummer 53791 Ende März die Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft befaßte. Und wer weiß, wäre den bayerischen Ministerpräsidenten nicht rechtzeitig seine neue ost- und deutschlandpolitische Reiseleidenschaft überkommen, hätte Achternbuschs Produktion wohl auch noch das unvermeidliche Sommerloch mitausfüllen müssen.

Ein „Konflikt“ nach Bilderbuchart

Sollte es Achternbusch auf die Bewahrheitung seiner eigenen Ankündigung angelegt haben – und nichts spricht dagegen –, der Film werde „Anstoß erregen“, dann ging dieser Wunsch fast bilderbuchartig in Erfüllung: Die Filmselbstkontrolle gab mit dem Vermerk, die optische Art der Darstellung stehe in keinem Verhältnis zur beabsichtigten Grundaussage, der Suche nach einer besseren moralischen Lebensbasis, seine Attacken auf die Gegenwart der Kirche erzeugten „ein nur noch pessimistisches und nihilistisches Grundmuster der Welt“, er könne dem „religiösen Empfinden“ eines nach Millionen zahlenden Teils der Bevölkerung nicht zugemutet werden, den Film zunächst nicht frei, später aber dann doch. Die Filmbewertungsstelle verweigerte ihm ein Prädikat u. a. mit der Begründung, der Film werde seinem Thema nicht gerecht, spekuliere „massiv“ auf Skandalträchtiges und lasse jede ideelle Struktur vermissen, die es möglich mache, die unkontrolliert auseinanderlaufende Handlung noch zu bewältigen. Bundesminister *Friedrich Zimmermann* ließ sich den Film in seinem Ministerium vorführen und sistierte zunächst den Filmförderungspreis von 300 000 DM (bzw. die noch fällige letzte Rate von 75 000 DM) für Achternbuschs früheren Film „Das letzte Loch“, dessen Vergabe an die Produktion eines weiteren „guten“ Films gekoppelt war.

Das führte nicht nur wie schon bei der Ablehnung der Freigabe durch die Filmselbstkontrolle zum *Protest der Arbeitsgemeinschaft der Filmjournalisten*, die darin eine unzumutbare „Bevormundung“ künstlerischen Schaffens sah, sondern zu heftigen Reaktionen von Rezensenten wider den „Ungeist der Inquisition“ (Frankfurter Rundschau). Und da das deutsche Medienbewußtsein seit dem 1. Oktober 1982 vollgeklebt ist mit „Wende“-Plakaten, waren auch gleich Vermutungen zur Hand, man habe in den oberen Rängen nicht nur speziell etwas gegen Achternbusch, der ärgere und ärgern wolle und der deshalb bayerischen Politikern schon lange ein Dorn im Auge sei (Süddeutsche Zeitung), sondern wolle grundsätzlich eine „Wende“ in der öffentlichen Subventionierung des Filmwesens.

Aber während in München zu Sühneandachten marianischer Gebetsgemeinschaften und der katholischen Pfadfinderschaft aufgerufen wurde und eine hauptsächlich aus kirchlichem Milieu kommende Strafanzeigenkampagne

gestartet wurde, trug nicht nur der „Spiegel“ sein Scherflein zur Aufwertung Achternbuschs und seines Films bei, indem er ihn kurzerhand zu einem Bayerischen Buñuel erklärte, sondern tat auch die Jury der Evangelischen Filmarbeit das Ihrige, indem sie ihn nicht nur zum „Film des Monats“ (April) proklamierte, sondern weil er „trotz aller unbestreitbaren Verstöße gegen die Regeln des bürgerlichen Geschmacks ... Antriebskräfte einer heilsamen Selbstbefragung in Gang setzen“ könne, für Pfarrer-Rüstzeiten und ähnliche Anlässe empfahl. Das wiederum veranlaßte nicht nur den Informationsdienst der evangelischen Allianz zu der Frage, ob sich denn die Kirche von der Filmwirtschaft sagen lassen müsse, was Blasphemie sei, sondern rief auch den in dieser Sache sonst absichtsvoll schweigenden katholischen Episkopat in Gestalt des erzürnten Sekretärs seiner Medienkommission, Prälat *Wilhelm Schätzler*, auf den Plan mit der Bemerkung, nicht nur der Film sei unzumutbar und beleidigend, sondern die evangelische Jury belaste mit ihrem Urteil ernsthaft „die gute ökumenische Kooperation der beiden Kirchen in der Filmarbeit“. Achternbusch also nicht nur als anstößiger Beförderer von Film-, sondern gar von Kirchengeschichte?

Trotz Anstößigkeit vergebliche Aufregung

Potentielle Besucher scheint der Film allerdings weder animiert noch sonderlich bewegt zu haben. An die 150 Besucher sollen es im Münchner „Türkendolch“ über Wochen gewesen sein. In Freiburg, wo wenigstens bei den Söhnen und Töchtern eines breitgestreuten Bildungsbürgertums Anstößiges – in Grenzen – immer willkommen ist, begleiteten den Chronisten an einem sommerheißen Spätnachmittag ganze 8 Zuschauer durch das etwas zähe Leinwandgeschehen; ein anderes Mal sollen es gar nur 4 gewesen sein. Und als der Chronist gegen Ende der zweiten Woche den Film gewisser Merkposten wegen pflichtgemäß noch einmal sehen wollte, war er bereits vom Programm.

Also trotz Anstößigkeit vergebliche Aufregung? Auf jeden Fall ließe sich aus solchem Anlaß wieder einmal eine ganze Satire darüber schreiben, wie sehr veröffentlichte Aufregung einschließlich der noch aufgeregteren Reaktionen darauf und die Gleichgültigkeit des Publikums miteinander kontrastieren. Es ist nicht verwunderlich, aber doch erstaunlich, wie sehr Cineasten, Produzenten, Rezensenten und Jury-Mitglieder samt ihrer publizistischen Begleitmusik unter sich sind, wie sie Meinung machen und dabei fast nur Selbstbeschäftigungstherapie betreiben: Ein noch relativ junger Stückeschreiber, Drehbuchautor, Regisseur und Schauspieler in einem hat seine mehr oder weniger film-, literatur- und kunstsinnige Gemeinde. Ein paar Rezensenten und kulturelle Interessenten, denen die Richtung als die ihrige und deswegen als die richtige erscheint, hängen sich dran, tragen den Anstoß in eine nicht näher interessierte und informierte Öff-

fentlichkeit. Leute, die sich oder das, was sie vertreten, davon betroffen fühlen, wehren sich. Politiker kommen dafür oder dagegen über das Förderungswesen ins Spiel, und schon gibt es so etwas wie einen öffentlichen Skandal – mit angeblich Zensierten, gar Verfolgten und der ewig bedrohten Freiheit der Kunst.

Aber auch etwas anderes läßt sich an dem Vorgang ablesen: Kritik an der Kirche oder am Christentum *allein*, wie plump, eindringlich oder raffiniert sie auch vorgetragen wird, ist kein Kassenschlager mehr. Das große Publikum hat nichts dagegen, wenn Vertreter der Kirchen, religiös bestimmte Milieueigenschaften oder frömmigkeitliche Sitten und Gebräuche verfremdet und verballhornt werden. Aber das reißt sie nicht vom Stuhl. Man kann damit auf Dauer die wenigsten fesseln. Und die meisten haben, auch wenn sie der Kirche fernstehen, durchaus ein *Gespür für das Eigengewicht und die Würde von Glaubenssymbolen* und das, was sie aussagen über Gott, Welt und Mensch, mit einem Wort: über die Wirklichkeit. Sie haben nicht viel dagegen, wenn Bischöfe oder auch ihr eigenes Verhalten karikiert werden, sie spielen aber nicht ohne weiteres mit, wenn christliche Grundsymbole ins Halbseriöse verdreht werden. Die in ihrer esoterischen Welt lebenden Cineasten und Redakteure, denen man wohl etwas zu leichtfertig eine besondere Antenne für Zeitströmungen nachsagt, haben das offenbar nur noch nicht gemerkt.

Ein jeder nimmt sich, was er braucht, zu seinen Zwecken

Aber damit, daß der Film vom Publikum kaum angenommen wurde, ist der Fall Achternbusch nicht erledigt. Man kann ihm auch nicht mit der simplen Entlastung aus dem Weg gehen, religiöses Gefühl, so etwas gebe es gar nicht oder wenn schon, dann in so subjektiver Form, daß daraus nie ein objektiver Maßstab gar für die Förderungswürdigkeit eines Films werden kann. Und natürlich ist das Problem auch nicht dadurch behoben, daß man Glaubenssymbole zum Schutz eigenen verkorksten Verhaltens mißbraucht. Ob eine gespielte Handlung blasphemisch ist und ob ein Film seinem Stoff gerecht wird, die Frage muß wenigstens gestellt werden können.

Wenn – so der Beginn des Films – eine sich offenbar nach Selbstverwirklichung sehnde Ordensfrau („Oberin“) sich vor dem Kruzifix mit dem Klagegebet einführt, sie habe sich an ihren Christus gehalten, aber er lasse sie mit ihren Problemen doch allein und sei im Grunde genommen wenig brauchbar, „nicht einmal im Bett“, und wenn der Kruzifixus dann das Gebet der Nonne auf seine Weise erhörend sich in deren Bett wiederfindet zunächst als Schlange, dann leibhaftig, dann kann man das sicher als eine burleske Folge mehr oder weniger schlecht montierter Einfälle darstellen, muß es aber auch – als Gläubiger wie als Ungläubiger und nach rationalen Kriterien – als eine *gewollte Verspottung des Kerns des christlichen Glaubens* empfinden.

Wenn in den zur bitterbösen Polizeipersiflage sich ver-

selbständigenden Sch...szenen (drei Minuten vor Dienstschluß haben die beiden Polizisten noch immer nichts von dem offenbar besonders menschlichen Stoff im Schnapsglas, und als endgültig nichts daraus wird, erschließen sie sich gegenseitig) der Kruzifixus als „Ober“ der Klosterbar auf dem Münchner Viktualienmarkt für die beiden Polizisten um menschliche Exkreme bittet (so viel hat der Naive und Hilflose immerhin begriffen, daß man die Stelle verliert, wenn man sich nicht duckt und nicht beschafft, was die Kunden wünschen), dann kann man das als derbe Verballhornung oder (bestenfalls) Entlarvung menschlicher (sozialer) Folgen frommer Unterwürfigkeit ansehen. Aber wer meint, hier werde *Christentum schlechtthin lächerlich gemacht*, hat auch seine guten Gründe dafür.

Freilich bei *Blasphemieprozessen* ist noch nie viel herausgekommen. Daß Glaubenslehren und Glaubenssymbole als Kultur- und Wissensgut längst kein ausschließlicher Besitz der Kirche mehr sind und daß jeder für seine Zwecke das daraus nimmt, was und wie es ihm brauchbar für seine „Kunst“ erscheint, gehört zu unseren Zivilisationsbedingungen: Das Wort Gottes fällt eben nicht nur unter Schwer- und Leichtgläubige, sondern auch unter seine Verächter. Christen tun also gut daran, dabei ruhig Blut zu bewahren. Und Gott bedarf unserer Blasphemieprozesse ohnehin nicht. Eher gilt da 2. Psalm, Vers 2: „Er, der im Himmel thronet ... spottet ihrer.“ Freilich, so wenig selbstbewußt sollten Christen auch wieder nicht sein, daß sie ihre Betroffenheit nicht zu sagen wagen und sich statt dessen in den schwülsten Tiefsinn flüchten, um auch noch den skurrilsten Einfall als Hinterfragung der eigenen Glaubenspraxis gelten zu lassen. Das wäre ja gerade die von Achternbusch entlarvte, zur Verkümmern treibende Demutsreligion.

Mit viel Klamauf zuviel auf einmal gewollt

Eine andere Frage ist, ob Achternbusch nach Stoff und Form seinem „Thema“ gerecht geworden ist: Es gibt in dem Schwarz-Weiß-Film durchaus einnehmende Bilder und Szenen. Es ist auch nicht so, daß der von Achternbusch selbst gespielte Christus in seiner unbeholfenen Eintönigkeit nirgends fesselt. Manche tiefere Bedeutung ist mit Einfühlung eingestreut, die Grundfrage nach Erlösung freilich in banale Aufklärung verkehrt („für mich eine Bitte ... für euch eine Frage“). Aber insgesamt leidet die Handlung an Zusammenhanglosigkeit.

Achternbusch will mit seinen *durchmischten Absichten* zu vieles zugleich: die Kirche und ihre Christen an deren Stifter messen; die Gesellschaft als eine darstellen, die mit dem Christus, wie er wirklich ist, nichts anfangen kann bzw. nichts anzufangen weiß (die Ordensschwester zu ihm: „Du bist wie ein Gespenst“); zugleich Sympathie spüren lassend für seinen „Helden“, eine Art Dennoch-Identifizierung mit der Figur des „42. Herrgotts“ (vermutlich gerade, weil der „nicht sehr bedeutend“ ist); das

Christentum als kirchlich institutionalisierten Zauber entlarven; und schließlich das alles durch einen hymnischen Lobpreis des Lebens überwinden, der aus der „Oberin“ (bevor sie als Greifvogel mit dem von der Riesenschlange zur Blindschleiche verkümmerten „Herrgott“ in die Lüfte entschwindet) zunächst in Ansätzen und dann so urgewaltig hervorbricht, daß man nicht recht weiß, woher das alles so plötzlich kommt. Und weil er so vieles will, und dazu alles in einen Wust infantil-pubertärer Triebbewältigung verpackt (die „Novizinnen“ geben beim Anblick des Christus im Bett der Oberin in einem teilweise unverständlichen Gekicher Sätze von sich wie „Besser ein solcher Mann als gar keiner im Bett“; die Oberin „beichtet“ dem Bischof, sich mit dem Gespenst geschlechtlich eingelassen und dabei die überdimensional bandagierten Wundmale erhalten zu haben), stimmt so gut wie nichts zusammen.

Wenn zutrifft, daß *Rudolf Stefen* – er hat es dem Chronisten bestätigt – nach der Beschau des Films im Bundesinnenministerium Friedrich Zimmermann den Rat gegeben hat, er solle Achternbusch die noch ausstehende Rate „als Mitleidsprämie“ überweisen, damit dieser „die Finger von einem Stoff läßt, den er nicht bewältigt“, dann hat der sonst an schärferen Tobak gewohnte Vorsitzende der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften künstlerisch, pädagogisch und politisch den richtigen Rat gegeben. Immerhin könnte aus dem Jungen doch noch etwas werden.

Ein Kapitel für sich

Ein Kapitel für sich ist allerdings das *Urteil der evangelischen Film-Jury*. Sie hat sich in ihrer ersten Begründung auf den „Großinquisitor“ berufen (auch dieser sei ärgerlich für viele) und in einer zweiten nachgereichten Stellungnahme nicht nur die Kritiker ihres Vorgehens – einschließlich der Offiziellen aus dem EKD-Bereich – der Intoleranz beschuldigt, sondern Achternbusch die Absicht bestätigt, „Impuls und Person Jesu neu und unmittelbar und nicht durch kultisch festgelegte Sprache und

Rituale zu begegnen“. An den Großinquisitor erinnert allein die Bischofsszene, in der Regisseur-Kollege *Werner Schrötter* den Bischof in einer so hölzernen Weise spielt (man hat den Eindruck, er rede nur, wenn ihm ein eingebauter Automat seinen Unterkiefer bewegt), daß man ihm seine bedeutungsschweren Halbsätze über die Gefährlichkeit der Liebe, der gegenüber die Kirche für Ordnung zu sorgen habe, weder als Ernst noch als Spaß abnimmt. Thematisch und „figürlich“ erinnert manches eher an den „Idioten“. Ein Fürst Myschkin auf bayerisch, daraus hätte bei etwas weniger Klamauf und etwas mehr religiösem Empfinden etwas werden können. Ansätze dazu waren im „gespenstischen“ Verhalten des achternbuschschen Christus durchaus vorhanden.

Aber wie immer dem sei, Karl Barth, auf dessen „antireligionistischen“ Glaubensbegriff („Religion ist Unglaube“) sich die Jury reichlich beruft, dürfte sich noch in seinem Basler Grab umdrehen, sollte er von solcher Zeugenschaft hören. (Wer sagt denn, daß es bei Achternbuschs Thema nur um Religion und nicht um Glaube, nur um das Kreuz als Symbol und nicht um seinen Inhalt – siehe Stichwort „Erlösung“ – geht?) Konsequenterweise kommt dann in der gleichen Erklärung auch der abrupte Umschwung in den schönsten Kulturprotestantismus: mit dem Vermerk zur Schlußszene („Auch der Schuß Poesie mit seinem Aufruf für eine humane Welt ... sollte nicht gering geachtet werden“).

Angesichts des Schlusses mit dem in die Lüfte entschwebenden Greifvogel mit dem geschrumpften 42. Herrgott „im Griff“, der wohl ein nietzschesches Symbol der Überwindung des Christentums als Demutsreligion sein sollte, fielen dem Chronisten andere Zusammenhänge ein als „Vorübungen zur Auferstehung“, die ein der Jury theologisch verpflichteter Beitrag dem achternbuschschen „Gespenst“ attestiert. Er dachte eher an die ebenso selbstquälerische wie penetrante Dominanz, mit der die Oberin als Dienstherrin, Spaziergängerin und religionsphilosophische und sexualpraktische Fragestellerin das „Gespenst“ traktierte. Am Schluß war er dann froh, wenigstens von solcher Theologie nichts verstehen zu müssen.

D. A. Seeber

Kurzinformationen

Der Bischof von Regensburg (früher Weihbischof in Augsburg), *Manfred Müller*, hat in seiner Diözese den Pastoral-(Seelsorge-)rat abgeschafft. Der Vorgang ist von einiger Bedeutung, nicht nur weil er für eine deutsche Diözese einmalig ist sondern weil darin eine wenigstens lokale Rücknahme nachkonziliarer Entwicklungen zum Ausdruck kommt, die Symptom einer nicht nur in einer einzelnen Diözese feststellbaren innerkirchlichen Relektualisierung ist. Bischof Müller hat die Abschaffung des Pastoralrates, der bereits in den letzten Amtsjahren seines Vorgängers *Rudolf Gruber* nicht mehr einberufen wurde, u. a. damit begründet, daß er den Priesterrat als seinen eigentlichen Rat betrachte und daß er durch die Maßnahme eine „sinnvolle Reduzierung“

diözesaner Gremien erreichen, unnötige Wiederholungen verhindern und eine direkte Mitwirkung der Verantwortlichen bei bestimmten Entscheidungen ermöglichen wolle. Der Priesterrat soll künftig „sachkundige Vertreter“ des Pastoralrates nach Bedarf bei seinen Beratungen hinzuziehen. Die Entscheidung Bischof Müllers ist nicht im formalen Gegensatz zum neuen Kirchenrecht, das in Can 495 § 1 die Errichtung eines Priesterrates vorschreibt (constituatur), während es in Can 511 zum Pastoralrat einschränkend heißt, er solle errichtet werden (constituatur), „quatenus pastoralia adiuncata id suadeant“, soweit es die seelsorglichen Umstände (Verhältnisse) nahelegen. Die Abschaffung des Pastoralrates ist aber sicher nicht im Sinne